

Walter Hirschberg:

Tradition – Ein Beitrag zur Frage ihrer Entstehung

Das aus dem Lateinischen stammende Wort Tradition heißt soviel wie »Übergabe«, »Überlieferung« und wird im Sinne von »Herkommen«, »Sitte«, »Brauch« und »Gepflogenheit« verstanden. Es handelt sich um eine Form von Lebenshaltung, die uns von Kindheit an begleitet und an nächstfolgende Generationen weitergegeben wird. Wilhelm E. Mühlmann zufolge »handeln wir fortwährend auf Grund eines unserer Gruppe eigenen Kulturerbes, das älter ist als wir selbst. Der größte Teil unserer Normen, Standards, Ordnungs-, Richtigkeits- und Schicklichkeitsvorstellungen ist uns eingeblendet, einverseelt, ja einverleibt worden im Laufe unseres individuellen Lebens, und selbst unsere Proteste gegen die Tradition zielen immer noch auf Tradition« (W. E. Mühlmann, *Homo Creator* 1962, 119).

Auch die vergleichende Verhaltensforschung bedient sich des Begriffes Tradition. »Ein Affentrupp der japanischen Stummelschwanzmakaken (*Macaca fuscata*) wurde auf der Koshima-Insel ab 1952 regelmäßig mit Süßkartoffeln gefüttert«, heißt es bei Eibl-Eibesfeldt (1969, 232). »1953 sah man zum erstenmal, daß das anderthalbjährige Weibchen Imo die Kartoffeln am Ufer eines Süßwasserbaches wusch. Sie hielt die zu waschende Kartoffel in einer Hand und putzte den Sand mit der anderen Hand im Wasser ab. Diese »Erfindung« breitete sich im Laufe der Jahre in der Gruppe aus, und zwar zunächst innerhalb der engeren Familien und innerhalb der Gruppen von Spielgefährten. Später wurde die Gewohnheit immer von der Mutter auf die Kinder übertragen. 1962 wuschen bereits drei Viertel aller über zwei Jahre alten Affen Kartoffeln. Zuerst wuschen die Affen ihre Kartoffeln nur im Süßwasser. Allmählich benützten sie auch Meerwasser dazu, wobei einige offensichtlich Geschmack am Salz fanden und dazu übergingen, ihre Kartoffeln zu würzen, indem sie diese während des Fressens immer wieder ins Salzwasser tauchten« (Eibl-Eibesfeldt 1962, 232). Es ist dies eines der zahlreichen Beispiele, die Eibl-Eibesfeldt von Säugern und einigen Vögeln bringt, in denen Jungtiere von Müttern lernen, wie man es macht. Es kommt dann zu einem gruppenspezifischen Verhaltensmuster, »das sich nunmehr durch Tradition erhält. Bei Kyoto lernten japanische Makaken, sich nach dem Vorbild der Wärter am offenen Feuer zu wärmen; 1958 begann ein Weibchen damit, jetzt tun es alle« (Eibl-Eibesfeldt 1962, 232). »Wenn eine Schimpansenmutter mit eigens präparierten Zweigen nach Termiten stochert, turnt ihr kleiner Sohn auf ihr herum und drängt sich vorwitzig so weit vor, daß sie durch seine Faxen behindert wird. Das macht ihr wenig oder überhaupt nichts aus. Doch er wird von den Termiten kosten und die ganze Aktion genau beobachten und so oft nachahmen, bis er selber zu einem Experten auf diesem Gebiet geworden ist« (Tiger und Fox 1976, 205).

Schwieriger ist es dagegen für den Ethnologen, die Entstehung einer Tradition, eines Brauches oder einer Erfindung, *in statu nascendi* zu beobachten, da er der Tradition in der Regel nur in ihrer bereits festgefügteten Form begegnet. Ihr Ursprung liegt im Dunkel der Geschichte und ist bestenfalls zum Gegenstand gelehrter Spekulation geworden.

Um wieder auf das Makaken- und Schimpansenbeispiel zurückzukommen: »Die meisten Säugetiere sind zumindest in ihrer Jugend ausgesprochene »Neugierwesen«, die, einem inneren Antrieb folgend, aktiv neue Situationen aufsuchen und erkunden«, heißt es bei Eibl-Eibesfeldt 1962, 248. »Im Neugierverhalten unterscheiden sich die Tiergruppen qualitativ und quantitativ. Primaten und Raubtiere sind z. B. neugieriger als Nager, und innerhalb der Nager sind die Stachelschweinartigen neugieriger als die Mäuseartigen. . . . Offenbar existiert ein Lerntrieb,

den man als ›Neugier‹ bezeichnet. Es läßt sich nachweisen, daß sowohl der Drang besteht, neue motorische Fertigkeiten zu erlernen als auch Eindrücke zu empfangen und auf diese Weise Kenntnisse zu erwerben.«

Selbstredend muß beim Übergang der Menschen zum Jägerdasein mit einem solchen Lerntrieb gerechnet werden, wenn nicht sogar mit einer Zunahme einer solchen Lernfähigkeit, bedingt durch ein größeres und komplexeres Gehirn. Das Lernverhalten des Kindes hatte in der Geborgenheit der Klein- und Lokalgruppe, der Eltern und der Verwandten, sich der zwar nicht völlig neuen, jedoch weit spezialisierteren Situation entsprechend anzupassen, sei es auf dem Wege einer direkten Anteilnahme am Leben der Erwachsenen, sei es auf dem Wege der zahlreichen üblichen Rollenspiele der Kinder. Eine gewissermaßen »schrittweise durchgeführte Berufsschulung« erfolgte an der Seite der auf die Jagd ausziehenden Väter, die der Mädchen an der Seite der Mütter oder weiblichen Verwandten der Klein- oder Lokalgruppe. Frühzeitig werden die Mädchen zu den häuslichen Arbeiten herangezogen, sie haben bei der Nahrungszubereitung mitzuhelfen, über die kleineren Geschwister zu wachen oder sich auch sonst nützlich zu machen. Schon in den frühen Kinderjahren setzt eine dem jeweiligen Kulturmilieu und dem Wesen der Geschlechter entsprechende Arbeitsteilung ein, so daß ihnen auch das Geschlechtsleben bei Eintritt der Reife kein Geheimnis mehr ist.

Ist jedoch bisher von einer systematisch durchgeführten »Schulung« oder Unterweisung nicht die Rede, so ändert sich die Situation, sobald z. B. das Erlernen von Zaubersprüchen, Mythen, schamanistischen Techniken, künstlerischen Erfahrungen usw. das Lehren erfordert. Die Hauptlast der Unterweisung fällt jetzt auf die postpubertären Jünglinge, die sich auf das Erwachsenenalter vorzubereiten haben. »Trotz Sprache und Schmuck waren sie noch immer dieselben jungen Primaten, die der zentralen Hierarchie zustrebten«, schreiben L. Tiger und R. Fox (1976, 210). »Die jungen wie die alten Männer waren – und sind – von den gleichen Triebkräften beherrscht, aber diese Triebkräfte mußten unterschiedlich gesteuert werden, wenn sich die Jugendlichen als nützliche Mitglieder in den Stamm einfügen sollten. . . . Um die Jugend gefügig zu machen, konnten sich die Älteren nicht mehr auf ihre physische Überlegenheit verlassen, wohl aber auf die *Macht der Tradition* (Hervorhebung W. Hirschberg). Wer die Traditionen der Gruppe nicht kannte, war ebenso hilflos wie ein Tier, das infolge eines Vererbungsfehlers nicht die ihm zugehörigen Instinkte entfalten kann. Ein Junge, der die männlichen Geheimnisse und die männlichen Rituale und Tabus nicht kannte, konnte später kein Mann sein. Das war der Trick. Man konnte nicht einfach ein Mann *werden*, man mußte *wissen*, wie man zum Manne wurde. Die ersten Schulen im eigentlichen Sinne waren Initiationsschulen. Sie hatten explizite die Aufgabe, Wissen weiterzuvermitteln und aus Knaben ›Männer zu machen‹; implizite war es ihre Funktion, die Vormachtstellung der Alten zu sichern. Beide Funktionen zielten auf das Wissen und die Macht hin, die für die Verteidigung und die Nahrungsbeschaffung notwendig waren. Ohne diese Entwicklung hätte der jagende Primat unter Umständen seine charakteristische Überlegenheit wieder eingebüßt, und er hätte sich vielleicht damit begnügen müssen, wie früher nach Ameisen zu stochern und Wurzeln auszugraben« (L. Tiger und R. Fox 1976, 210).

Die herangereiften jungen Männer werden in Altersklassenverbände eingereiht, wohnen in Junggesellenhäusern und zeigen frauen- und familienfeindliche Tendenzen in ihrem Verhalten, nicht viel anders, als dies in den geheimen Männerbünden der Fall ist. Die im Verlauf einer solchen »Stammeserziehung« durchgeführten Initiationszeremonien erstreckten sich mitunter über mehrere Jahre. Dabei spielten die bereits erwähnten religiösen und mythischen Vorstellungen eine nicht geringe Rolle. Die Jugend lebt in der Zeit der Weihen in einem Lager

im Busch oder im Wald von der übrigen Welt gänzlich abgeschlossen und wird durch Fasten und Standhaftigkeitsproben in einen Zustand der Vergeistigung gebracht, die in einem symbolischen Sterben und Wiedergeborenwerden ihrem Höhepunkt zustrebt, um dann als Wiederauferstandene in ein neues Leben einzutreten. In der im Busch verbrachten Zeit vermittelten ältere Männer den jungen Leuten das religiöse Gedankengut des Stammes, die Mythologie, die sittlichen Gebote, die sozialen Pflichten und Rechtsauffassungen, die Kenntnis wirtschaftlicher Notwendigkeiten und die politischen Ziele, kurz all das, was für den jungen Mann wichtig ist zu wissen.

Die Zeitdauer des Festhaltens an einem bestimmten Überlieferungsgut ist ein wichtiges Kriterium für den Traditionsbegriff. Abgesehen von den kleinen innerhalb einer zustehenden Variationsbreite erfolgten Veränderungen im Laufe der Zeit muß auch zwischen verschiedenen Veränderungstempi des überlieferten Kulturgutes unterschieden werden. »Diese können zudem nicht auf ›die Kultur‹ als ein Ganzes bezogen werden«, gibt W. E. Mühlmann zu bedenken, »sondern es läßt sich empirisch beweisen, daß verschiedene Kultursphären sich verschieden rasch wandeln« (W. E. Mühlmann 1962, 285). Offenkundig weisen die verschiedenen Kultursphären wie etwa Technik, Wirtschaft, Recht, Kunst, Wissen, Religion usw. verschiedene Tempi der Veränderung auf, so daß auch die oft vertretene Auffassung, »Kultur sei eine organische Ganzheit«, etwa im Sinne eines Kulturkreises nicht haltbar erscheint. Dies hat auch zur Folge, daß die historisch *gleichzeitigen* Elemente einer Kultur nicht auch *gleichstufig* oder *gleichphasig* sein müssen. Wir haben es hier mit zwei verschiedenen Zeitbegriffen zu tun, einem historischen und einem evolutionären Zeitbegriff, die nicht ineinander verknäult werden dürfen, wie dies so oft geschieht.

Daß bei ethnischen Gruppen mit aneignender Wirtschaft den Jägern und in besonderem Maße den sogenannten Wildbeutern heute in den kommunikationsarmen Rückzugsgebieten oder Mangelräumen mit einer gewissen kulturellen Konstanz zu rechnen ist, erscheint naheliegend. Auf Grund ihrer einfachen Technologie, der geringen Bevölkerungszahl und ihrer nur wenig differenzierten Kultur glaubte man, in diesen an ihre jeweilige Umwelt optimal angepaßten und in freier Wildbahn lebenden Gruppen die Vertreter von »Urkulturen« erkennen zu können. Gelegentlich einer Festsitzung zur Feier des 100. Geburtstages von Adolf Bastian vermeinte der Kulturhistoriker Bernhard Ankermann 1926 u. a. in den sogenannten »Urkulturen« der Kulturhistorischen Ethnologie Gebilde zu erkennen, die Bastians »Völker- und Elementargedanken ungemein ähnlich sehen. So glaubte Ankermann den Elementargedanken dahin interpretieren zu können, daß es sich bei diesem nur um die *einfachsten primitivsten Gedankenkeime* handeln könne, auf denen die ältesten Erfindungen, die ersten Anfänge gesellschaftlicher Ordnung und Sitte beruhen. »Aber diese kennen wir nicht«, hieß es bei Ankermann, und Bastians Lehre zeigt uns auch keinen Weg, sie in exakter Weise kennenzulernen. Der Kulturhistoriker Hermann Baumann in München, ein Schüler Bernhard Ankermanns, ging dann 1934 noch einen Schritt weiter und glaubte sagen zu müssen, daß die Elementargedanken tatsächlich in jedem ursprünglichen Gerät, in jeder einfachen Sitte irgendwie enthalten wären. »Kulturhistorisch wertet man hingegen alle Sonderformen, wie sie sich im Laufe der Geschichte entwickelt haben. So dürfte etwa die Tierfabel selbst ein Elementargedanke sein, die besonderen Formen, in denen sie erscheint, jedoch bestimmten Kulturkreisen angehören. *Im Grunde ist das, was wir ›Urkulturen‹ nennen, der Hort für die allermeisten Elementargedanken*« (Hervorhebung: W. Hirschberg). Schließlich kam 1938 Fritz Bornemann in seiner grundsätzlichen Studie »Die Urkultur in der Kulturhistorischen Ethnologie« wieder auf Baumann zurück und meinte, daß unter anderem die Lösung

der Problematik des Elementargedankens in der Kulturhistorischen Ethnologie künftighin zu den Hauptaufgaben der Forscher im Rahmen der Kulturhistorischen Forschung gehören werde.

»Es hat nichts genützt«, schreibt W. E. Mühlmann 1962 (285 f.), »daß Adolf Bastian schon vor vielen Jahrzehnten Thesis und Antithesis in einer vernünftigen Thesis zu vereinigen versucht hat. Als Ethnologe – so sagt Bastian – habe ich auszugehen von gegebenem Vorhandenen. In diesem finde ich gleichartige Phänomene an verschiedenen Punkten der Erde; diese Gleichartigkeiten nenne ich ›Elementargedanken‹ oder, da sie immer schon in Anpassung an die gegebenen Naturmilieus und ökologischen Milieus in gewissen ethnischen Variationen auftreten, ›Völkergedanken‹. Diese sind zunächst einmal sozialpsychologisch aufzuklären, so wie wir sie an Ort und Stelle finden. Dann kann ich anschließend auch die Frage stellen, ob historische Beziehungen bestehen, vorausgesetzt, daß ich ›dem Globus eingezeichnete Geschichtswege‹ auffinden kann. Dagegen ist es methodisch falsch, mit der Frage historischer Beziehungen zu *beginnen*. ›Bei ethnologischen Parallelen in erster Voraussetzung historische Übertragungen zu präsumieren ist zwar ein bequemes Auskunftsmittel, aber ein nicht nur nutzlos unfruchtbares, sondern zugleich den faktischen Tatbestand mit voreiligen Verschiebungen bedrohendes, solange eben noch nicht tatsächlich nachweisbare Geschichtsbahnen angezeichnet sind, denen mit gesichertem Fußauftritt nachgegangen werden kann. Sobald dies der Fall ist, treten ihre Anzeigen als durchschlagend maßgebend hervor, aber um so mehr ist es notwendig, vorher das in den Elementargedanken allgemein gleichartige Durchgehende bereits eliminiert zu haben . . . Darin ist die Anforderung der historischen Betrachtungsweise an sich involviert.« (Zitat nach Bastian 1892, Ideale Welten II, 252 f. nach Mühlmann 1962, 285 f.).

In der im Jahre 1966 erschienenen und von W. E. Mühlmann und E. W. Müller herausgegebenen »Kulturanthropologie« entwarf Mühlmann abgesehen von den Beiträgen zahlreicher anderer Autoren, in »Umrissen« die Probleme *seiner* Kulturanthropologie. Diese ist nach den Worten Mühlmanns keine »Inventarisierende Kulturkunde«, sondern eine Menschenkunde in engstem Kontakt mit allen modernen Nachbardisziplinen, vor allem mit der Soziologie, Psychologie (einschließlich Tiefenpsychologie) und der vergleichenden Verhaltensforschung (Konrad Lorenz, Otto Koehler, Tinbergen u. a.). Die Ausrichtung auf das »spezifisch Menschliche« erinnert, wie bereits angedeutet wurde, an Adolf Bastians Elementargedanken, so wenn z. B. Mühlmann von »universalen Konstanten« spricht oder wenn von einer Gegenüberstellung von »Natur und Kultur« im Sinne des Völkergedankens die Rede ist. 1968 definiert Mühlmann in »Geschichte der Anthropologie« die Elementargedanken als die aus den Völkergedanken abstrahierbaren allgemein psychologischen Phänomene des religiösen, rechtlichen, sozialen und ästhetischen Lebens. *Diese treten aber niemals rein in Erscheinung, sondern immer in ihrer lokalen Färbung als Völkergedanken, differenziert nach geografischen Provinzen. Hauptproblem ist ihre psychologische Aufklärung; Wanderung und Übertragung erklären nicht, sondern verschieben bloß das Problem, die psychologische Deutung hat also voranzugehen* (W. E. Mühlmann 1968, 90).

»Konfrontiert man die neuen Ergebnisse der Tiersoziologie und -psychologie mit der Variabilität der Kulturgegebenheiten, so kommt man zu einer Reihe von abstrahierbaren *Konstanten*, die allgemein menschlich sind, die sich praktisch in allen Kulturen nachweisen lassen, also sozusagen *transkulturell* sind, die sich aber eben darum nur sehr allgemein und sehr unvollkommen formulieren lassen. Es sind etwa folgende:

1. Durchweg in allen Kulturen findet sich das Bedürfnis nach Nahrung und Schutz vor den

Einwirkungen der äußeren Natur; also *irgendeine* Form der ökologischen Lebensgestaltung, des ›Wirtschaftens‹ und der Technik, sei es auch primitivster Art.

2. Universal ist ferner das Bedürfnis nach geschlechtlicher Ergänzung sowie nach *irgendeiner* Institutionalisierung des männlichen und weiblichen Rollenverhaltens. Universal scheint bei den Geschlechtsbeziehungen das Inzestverbot zu sein. Nicht ganz mit derselben Eindringlichkeit durchgehend, findet sich eine Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern, die der Tatsache der größeren physischen Kraft des Mannes Rechnung trägt. Konstant ist die Hilfslosigkeit des menschlichen Kleinkindes und die dadurch erforderte Fürsorge der Mutter, konstant auch die relative Hilfslosigkeit der fürsorgenden Mutter und damit die Beschützerrolle des Mannes.

3. Eine allgemeine psychologische Konstante ist das Bedürfnis nach Gegenseitigkeit, Reziprozität, Vergeltung in *allen* Bezirken des Lebens.

4. Allgemein finden wir Symboldenken und Drang nach ›künstlerischem‹ Ausdruck in Tanz, Bildnerie, Sagen und Dichten; überall auch irgendeine Fähigkeit zu ästhetischer Schätzung, also die Unterscheidung von schön und häßlich.

5. Ferner gibt es überall bestimmte *Ordnungsvorstellungen*, wie das Leben der Gruppe beschaffen sein *sollte*, also verbindliche Normen und Begriffe für richtig und falsch, gut und böse, schicklich und unschicklich usw., und dies alles verbunden mit einer naiven Absolutsetzung dieser Normen; durchwegs auch eine in Generationen überlieferte ›Lebensweisheit‹ in stehenden Redewendungen oder Sprichwörtern.

Allerdings sind diese Konstanten nicht mehr als *formale* Prinzipien. Ihr *Gehalt* dagegen ist kulturell bestimmt bzw. kulturspezifisch und variiert dementsprechend aufs stärkste. Eben in diesen Variationen bekunden sich der menschlich-kulturelle Pluralismus von Verhaltensmöglichkeiten« (W. E. Mühlmann 1966, 19/20).

Gewisse in Richtung Elementar- und Völkergedanke zielende Ansätze machen sich auch nach dem Zusammenbruch der Kulturkreislehre bemerkbar. So ist man sich z. B. darüber ins Klare gekommen oder noch besser: man hat sich damit abgefunden, daß die vielen Gemeinsamkeiten und regelmäßig wiederkehrenden Züge bei den verschiedensten Wildbeuterethnien nicht mehr wie früher auf echte historische Zusammenhänge zurückzuführen sind, sondern vielmehr auf bestimmte »Grundvoraussetzungen«, die – wie Rüdiger Schott es 1966 formulierte – »der Sonderentwicklung dieser Kulturen unüberschreitbare Grenzen setzten und für ihre außerordentlich große Beharrungsfähigkeit verantwortlich zu machen sind« (R. Schott 1966, 191). In diesem Zusammenhang meinte auch J. Haekel, die Ethnologie wäre nun in der Lage, »wesentliche Grundanschauungen und Grundhaltungen aufzuzeigen, an Hand derer Hypothesen über entwicklungsgeschichtlich altertümliche Religionen und Weltbilder aufgestellt werden können. Wie problematisch dieses Vorgehen auch erscheinen mag, es ist jedenfalls der einzige mögliche Weg, um zu prinzipiellen Aussagen wenigstens über einige Grundkategorien des Denkens und Glaubens früher und frühester Menschheitsepochen zu gelangen. Hiefür bietet das von den einfachen Wildbeutern vorliegende Material zwar eine etwas schmale Basis; aber es ist zu beachten, daß nicht wenige Elemente der Glaubens- und Ritualsphäre jener Wildbeuter auch in differenzierten Jäger- und Sammlerkulturen weiterleben« (J. Haekel 1966, 193).

Zu diesen »Grundzügen« rechnete Haekel eine »phänomenologische ganzheitliche Betrachtungsweise«, das heißt ein Denken, das dem sinnlich Wahrnehmbaren, auch Träumen und Sinnesstörungen ohne jegliche kritische Würdigung Realität zuerkannt wird, was Haekel als »naiven Realismus« bezeichnet. Oft genügen äußere Eindrücke und Analogien, um innere

Zusammenhänge anzunehmen. Tieren, Pflanzen, Himmelskörpern und Naturkräften schreibt man Personenhaftigkeit zu, auch der Hang zum Transzendenten wird bei Wildbeutern deutlich erkennbar. Die Ambivalenz der Gefühle und Verhaltensweisen gegenüber den Toten offenbart sich einerseits in Pietät, Verbundenheit und Wertschätzung, andererseits in Furcht und Abscheu vor dem Toten. Eine enge emotionale Verbundenheit verbindet die Jäger und Sammler mit der Natur, besonders mit der Tierwelt, und hat auf Religion, Weltanschauung und Mythos der Wildbeuter einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Hermann Baumann, das Beispiel der Buschmänner in Südafrika vor Augen, sprach in diesem Zusammenhang von einer »protototemistischen Jägermentalität«, der alle Formen des Individualtotemismus, Schutztierglaubens, des tierischen Alter ego und die primären Tierverwandlungsideen und Tiermärchen zuzuordnen sind. Diese Mentalität ist durch ein stark religiöses Tier-Mensch-Verhältnis ausgezeichnet, bei dem alle Unterschiede von Tier und Mensch zum Schwinden kommen und wo es nur mehr eine einzige Gruppe von belebten Wesen gibt (H. Baumann 1939).

Im besonderen bilden die kleinen, nur über ein begrenztes Gebiet verstreut lebenden Lokalgruppen, deren Mitglieder sich gegenseitig gut kennen und die relativ selten mit fremden Gruppen in Kontakt geraten, mehr oder weniger eine Welt für sich, in der Lebensprobleme weitgehend von allen Mitgliedern auf die gleiche Art und Weise gelöst werden. Ihre Verhaltensmuster sind Generationen hindurch unverändert geblieben; große Beharrungsfähigkeit und Überlieferungstreue sind ihnen eigen. Es ist dies die von Mühlmann genannte naive Absolutsetzung von Normen, welche die überlieferte »Lebensweisheit« bilden. Man hat sich in diese integriert, man hat sich von Kindheitsbeinen an an sie gewöhnt und empfindet jegliche Veränderung als einen unangenehmen Eingriff in das Gewohnte. Das Gefühl der Verbundenheit mit den Lebensgewohnheiten der eigenen Gruppe schließt Geborgenheit und Sicherheit in sich ein, ein Festhalten an dem Erprobten, denn eine jegliche Veränderung ist mit einem gewissen Risiko verbunden.

Literatur

- Ankermann, Bernhard: Die Entwicklung der Ethnologie seit Adolf Bastian. Festsitzung zur Feier des 100. Geburtstages Adolf Bastians. In: Zeitschrift für Ethnologie, Band 58. 1926, S. 221–230.
- Baumann, Hermann: Die afrikanischen Kulturkreise. In: Africa, Band 7. 1934, S. 129 ff.
- Baumann, Hermann: Afrikanische Wild- und Buschgeister. In: Zeitschrift für Ethnologie, Band 70. 1939.
- Eibl-Eibesfeldt, Irenäus: Grundriß der vergleichenden Verhaltensforschung. München 1962.
- Haekel, Josef: Geistiges Leben einfacher Wildbeuter. In K. Narr: Handbuch der Urgeschichte. Band I. Bern 1966, S. 193–206.
- Mühlmann, Wilhelm Emil: Homo Creator. Abhandlungen zur Soziologie, Anthropologie und Ethnologie. Wiesbaden 1962.
- Mühlmann, Wilhelm Emil: Geschichte der Anthropologie. Frankfurt am Main 1966.
- Mühlmann, W. E. und E. W. Müller (Hg.): Kulturanthropologie. In: Neue Wissenschaftliche Bibliothek: Soziologie. Köln – Berlin 1966.
- Schott, Rüdiger: Lebensweise, Wirtschaft und Gesellschaft einfacher Wildbeuter. In K. Narr: Handbuch der Urgeschichte. Bern 1966, S. 173–190.
- Tiger, Lionel und Fox, Robin: Das Herrentier. Steinzeitjäger im Spätkapitalismus, mit einem Vorwort von Konrad Lorenz. München 1976.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der
Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1984

Band/Volume: [1984](#)

Autor(en)/Author(s): Hirschberg Walter

Artikel/Article: [Tradition - Ein Beitrag zur Frage ihrer Entstehung 211-
216](#)